



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

8.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Am 8. April 1904 wurde zwischen England und Frankreich ein Vertrag unterzeichnet, der alle vorhandenen Streitpunkte begrub, Ägypten endgültig den Engländern und dafür Marokko den Franzosen überließ. Daß die Eroberung Marokkos zu den Zielen der französischen Politik gehöre, konnte man längst wissen. Sie sollte die Vollendung des nordafrikanischen Kolonialreiches bringen, das Prévost-Paradol schon 1868 in seinem Buche über „Das neue Frankreich“ seinen Landsleuten als die große Aufgabe ihrer Zukunft gezeigt hatte. Ein französisches Marokko lag sozusagen in der Linie der natürlichen Entwicklung. Man kann auch nicht behaupten, daß Deutschland dadurch geschädigt wurde. Erst fünf Vierteljahre war es her, daß der Reichskanzler Bülow gegenüber dem französischen Botschafter jedes größere deutsche Interesse an Marokko geleugnet hatte. Deutschland hätte sich also sehr wohl damit einverstanden erklären können, daß dieses Land französisch wurde, und hätte das ohne Zweifel auch getan, wenn es sich nur um Marokko gehandelt hätte. In Wahrheit handelte es sich um den engen Anschluß Frankreichs an England mit der Front gegen das Deutsche Reich. So faßte es Delcassé auf, der nun schon sechs Jahre lang ununterbrochen die auswärtigen Geschäfte Frankreichs leitete, so auch Paul Cambon, der Botschafter in London, der den Vertrag zustande gebracht hatte. Ersatz für Rußland, dessen Bündnis enttäuscht hatte, sollte England bieten. Im Vertrauen auf den englischen Rückhalt glaubte man, das Deutsche Reich nicht mehr fürchten zu müssen. Schon die Art, wie der Marokkovertrag behandelt wurde, war eine kecke Herausforderung. Man hielt nicht einmal für nötig, ihn dem Deutschen Reich amtlich mitzuteilen, geschweige denn daß man mit ihm darüber verhandelt hätte. Dies zu verlangen, hatte das Reich ein Recht, da die marokkanischen Verhältnisse im

Jahre 1880 durch ein internationales Abkommen geregelt waren, an dem Deutschland teilgenommen hatte. Statt dessen ging auf Grund des mit England allein geschlossenen Vertrages die französische Vertretung daran, die Schutzherrschaft über Marokko in die Hand zu nehmen, ohne Rücksicht auf die vertragsmäßigen Rechte anderer.

Es war das erstemal seit seiner Gründung, daß dem Reich so etwas widerfuhr, und es sah aus wie ein Versuch, zu den Gewohnheiten zurückzukehren, die zwischen 1648 und 1866 geherrscht hatten, wo Deutschland in internationalen Angelegenheiten nicht mitzusprechen hatte. Das war auch die Absicht Delcassés. Zwei Jahre früher war es ihm gelungen, mit Italien einen Geheimvertrag zu schließen, der das Bündnis Deutschlands mit dieser Macht tatsächlich aufhob. Jetzt glaubte er, längst im Besitze des russischen Bündnisses und nun auch der Verständigung mit England, sich den Genuß gönnen zu dürfen, Deutschland seine Vereinsamung recht deutlich fühlen zu lassen. Dies ist die Bedeutung des marokkanischen Zwischenfalles, der 1905/06 die Welt in Spannung versetzte und den Ausgangspunkt des Weltkriegs bildet. Nicht daß Frankreich die Hand auf Marokko zu legen begann, sondern die Art, wie das geschah, unter geflissentlicher Übergehung des Deutschen Reiches, war der Keim des Konfliktes, der den Weltfrieden zerstört hat.

Daß Deutschland sich dagegen zur Wehr setzte, war gerechtfertigt und geboten; wie es geschah, wie die ganze Angelegenheit behandelt wurde, bildet eine solche Kette von Fehlern, daß auch der unternehmendste Anwalt auf Verteidigung verzichten muß. Begreiflich genug, wenn man weiß, daß unter den vielfach auseinanderstrebenden Kräften, deren stets wechselnde Diagonale die sogenannte Reichspolitik darstellte, die stärkste der persönliche Einfluß des krankhaft veranlagten, verantwortungsscheuen, aber grenzenlos herrschsüchtigen Holstein war. Die historische Schuld des Reichskanzlers Fürsten Bülow ist es, daß er sich von diesem seinem Vortragenden Rat in eine Abhängigkeit bringen ließ, die schon an Dienstbarkeit grenzte. Daß er bei dem Versuch, seine

Haller, Tausend Jahre ... 14

Marokkopolitik vor dem Reichstag zu verteidigen, in Ohnmacht fiel, hatte einen tieferen Sinn. Sie ließ sich nicht verteidigen, sie hatte den pathologischen Stempel Holsteinschen Geistes getragen.

Das Deutsche Reich machte gleich zu Anfang den Fehler, sich vor aller Welt für die Unabhängigkeit Marokkos in nachdrücklichster Weise zu verbürgen. Der Kaiser selbst wurde genötigt — sehr gegen seinen Willen —, sich bei einem Besuch in Tanger gegenüber einem Vertreter des Sultans in diesem Sinne auszusprechen. Die Wirkung schien zunächst die beste zu sein. In Frankreich verbreitete sich Schrecken. Man fürchtete, am Vorabend eines Krieges zu stehen, in dem, wie man nur zu gut wußte, auch der Beistand Englands — auf Rußland, das durch Japan gefesselt war und einer Revolution entgegenging, war nicht zu zählen — keinen Schutz gegen das deutsche Landheer bot. Es stellte sich heraus, daß Delcassé seine herausfordernde Politik ganz eigenmächtig und im Gegensatz zu den übrigen Ministern getrieben hatte, die nicht daran dachten, ihr Land in den Dienst englischer Pläne gegen Deutschland zu stellen. Als die Folgen sichtbar wurden, fand er nirgends Unterstützung und mußte das Ministerium verlassen.

Es war ein Erfolg, wie er in friedlichen Zeiten selten gewonnen wird. Bismarck hatte einst vergebens sich bemüht, einen russischen Botschafter los zu werden, der ihn störte; jetzt hatte Frankreich sogar einen Minister geopfert, weil er Deutschland herausgefordert hatte. Beifall und Glückwünsche kamen aus dem Inland und Ausland. Präsident Roosevelt nannte in seiner deutlichen Sprache Delcassé einen unglaublichen Halunken, der zum Glück für die Zivilisation abgetakelt sei; dieser Mensch dürfe auf keinen Fall wieder ans Ruder kommen. Es war ein überraschender Sieg. Aber war es nicht ein Pyrrhussieg, und war er notwendig? War es wirklich so, daß aus der englisch-französischen Verständigung eine Gefahr für das Deutsche Reich zu erwachsen drohte?

Man konnte nicht leugnen, daß die „Revanche“ seit einigen Jahren an Einfluß verloren hatte. Sie war nicht mehr, wie

am Ende der 80er Jahre, die alleinherrschende Strömung in der öffentlichen Meinung. Ob sie auf dem Wege war, ganz einzuschlafen oder nur noch als ungefährliche Unterströmung weiterzuleben, wird nie ausgemacht werden. Hörte man den Ministerpräsidenten Rouvier und seine parlamentarischen Freunde, einen einflußreichen Mann wie den Besitzer des „Matin“, aber auch Offiziere des Generalstabs, so hatte Frankreich kein dringenderes Bedürfnis und keinen größeren Wunsch, als von England loszukommen und sich mit Deutschland zu verständigen. Rouvier nannte die Revanche „blödes Geschwätz“, und Präsident Loubet bekannte, die Vergangenheit werde mehr und mehr vergessen. Noch im Jahre 1906 hat diese Stimmung einen starken Ausdruck gefunden in der Schrift von Flourens über „Das eroberte Frankreich“. Der ehemalige Außenminister, der seinerzeit Boulanger Widerstand geleistet hatte, griff hier die ganze Politik des Anschlusses an England aufs schärfste an als einen Verrat an den wahren französischen Interessen. Die Schrift machte Aufsehen und erlebte sofort nicht weniger als sieben Auflagen. In der Tagespresse vertrat Ernest Judet im „Eclair“ noch jahrelang denselben Standpunkt mit Eifer und Zähigkeit. Erfahrene Kenner erblickten in solchen Stimmen die wahre Meinung des Landes und empfahlen, sich daran zu halten. So dachte vor allen die deutsche Botschaft in Paris. Auch der Reichskanzler Bülow war noch kurz vorher der gleichen Ansicht gewesen. Im Frühjahr 1904 äußerte er über den Plan einer Begegnung des Kaisers mit dem Präsidenten Frankreichs: „Ich bin der Ansicht, daß die Zeit für uns läuft, indem sie die feindlichen Erinnerungen allmählich verblassen läßt, und ich glaube deshalb, daß das, was heute noch riskiert erscheinen könnte, in wenigen Jahren vielleicht ganz einfach und alltäglich sein wird.“

Wer so dachte — und noch am 4. Mai 1905 hat Bülow in ähnlichem Sinn geschrieben —, der konnte mit der Niederlage der deutschfeindlichen Richtung zufrieden sein und die Zeit weiterhin ihre Arbeit tun lassen. Aber täuschten sich die optimistischen Beurteiler nicht? Durfte man wirklich er-

warten, daß die günstige Stimmung, die im Lande zu herrschen schien, vorausgesetzt daß sie ehrlich war, stark und nachhaltig genug sein werde, die Politik der Regierung dauernd zu bestimmen? Die Antwort war schwer, und die Erinnerung an 1885 drängte sich auf, wo die Hoffnung auf Aussöhnung so arg enttäuscht worden war. Wer bürgte dafür, daß die Enttäuschung sich nicht wiederholen würde? Indessen, auch wenn man einer skeptischen Beurteilung den Vorzug gab, empfahl es sich, ein Pflaster auf die Wunde zu legen, die der Rücktritt Delcassés der französischen Eigenliebe unstreitig geschlagen hatte. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn man den Gedanken aufkommen ließ, die Gelegenheit zu einer blutigen Abrechnung zu benutzen. Der Augenblick war nicht ungünstig, Rußland durch den Krieg mit Japan und die herannahende Revolution gelähmt, das französische Heer nicht in bester Verfassung. Wer aus dem französisch-russischen Bündnis und der englisch-französischen Verständigung die Einkreisung Deutschlands mit natürlicher Notwendigkeit hervorgehen sah, der mußte sich fragen, ob man dieser Gefahr nicht unter allen Umständen und koste es was immer zuvorkommen solle, und ob dies nicht die letzte günstige Stunde dafür sei. Aber es läßt sich nicht nachweisen, daß irgend ein Verantwortlicher in Berlin an dergleichen gedacht hätte. Nicht einmal von dem unverantwortlichen Holstein ist es sicher, und unter keinen Umständen hätte der Kaiser seine Zustimmung dazu gegeben. Also ergab sich, wollte man keinen Krieg und wollte man die Beziehungen zu Frankreich nicht verschlechtern und es nicht vollends an England herandrängen — es ergab sich die Notwendigkeit, ihm jedes Entgegenkommen zu zeigen und seiner Festsetzung in Marokko kein Hindernis in den Weg zu legen. Es wäre nur der Beweis dafür gewesen, daß man wirklich nichts anderes erstrebt hatte, als einen offenen Feind des Deutschen Reiches unschädlich zu machen; und es hätte die folgerichtige Fortführung von Bismarcks weiser Politik bedeutet.

Die deutsche Regierung hat das Gegenteil getan. Daß sie darauf bestand, die marokkanische Frage auf einer Konferenz

aller beteiligten Mächte zu regeln, war formell richtig und auch der geeignete Weg, sich von der so unvorsichtig laut bekannten Parteinahme für den Sultan loszumachen. Daß man sich aber sträubte, über das Ergebnis der Konferenz und seine künftigen Folgen vorher mit Frankreich einig zu werden, wie es Rußland und England vor dem Berliner Kongreß getan hatten, war ein Fehler, der sich rächte. Dadurch wurden auch die für Deutschland günstig gestimmten Franzosen mißtrauisch gemacht und abgeschreckt; als prozessierende Parteien, ja mehr als das, wie zwei Duellanten vor dem Ehrengericht erschienen Deutschland und Frankreich im Januar 1906 auf der Konferenz in Algeciras, und da die übrigen Teilnehmer entweder schon für Frankreich gewonnen waren oder nur widerwillig mitmachten, hatten die Franzosen die allgemeinen Sympathien für sich, und Deutschland zog den kürzeren. Daß die getroffenen Bestimmungen die Tür für das französische Protektorat halb offen ließen, war nicht das schlimmste. Schlimmer war der Eindruck, der von dem ganzen Zwischenfall zurückblieb. In Frankreich verlor die Partei der Verständigung allen Boden, die Richtung Delcassés siegte, er selbst gewann hinter den Kulissen wieder Einfluß. Fortan war seine Politik die Politik Frankreichs.

Ihren handgreiflichen Ausdruck fand sie in verstärkten Rüstungen. Die letzten Jahre hatten unter dem Einfluß radikal-demokratischer Strömungen einen gewissen Verfall des Heeres gebracht. Jetzt begann auf diesem Gebiet eine eifrige Arbeit: das Wettrüsten mit Deutschland setzte ein, das im Jahre 1913 in der Einführung der dreijährigen Dienstzeit seinen Höhepunkt fand. Hand in Hand damit ging eine ebenso eifrige Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch Presse, Vereine und Literatur. Es war die Zeit der Maurice Barrès und René Bazin, denen Poincaré, weniger geräuschvoll, aber nachhaltiger wirksam zur Seite ging. Die Frucht der Bemühungen war bald zu spüren in dem, was man den „neuen Geist“ nannte und was in Wirklichkeit nur der alte Geist der „Revanche“ war. Eine scheinbar kleine, aber bedeutsame Tatsache: die „Geschichte des Elsaß seit 1648“ von

Rudolf Reuß erlebte in 5 Jahren 11 Auflagen. Wieder kreisten die Gedanken Frankreichs vornehmlich um die verlorenen Provinzen, seine Politik hatte ihr Ziel fest aufs Korn genommen.

Man kann nicht sagen, daß sie schlechtweg den Krieg erstrebte. Wenn Paléologue recht hat, der es wissen muß, so ging die Absicht dahin, Deutschland durch völlige Vereinsamung in eine solche Zwangslage zu bringen, daß es Elsaß-Lothringen im Frieden herausgäbe. Der entscheidende Schritt dazu wurde in Algeciras getan. Dort knüpften sich unter französischer Vermittlung zwischen England und Rußland die ersten Fäden der Verständigung, die schon andert-halb Jahre später gelang. Durch den Vertrag vom August 1907 beseitigten die beiden Mächte, deren scheinbar unversöhnlicher Gegensatz seit drei Menschenaltern die Welt beherrscht hatte, ihre sämtlichen Streitpunkte. Das, was man die Politik der „Einkreisung“ nennt, war damit vollendet. Wenn nun noch Österreich-Ungarn zerfiel, was man in Kürze erwarten durfte, so ging Delcassés Rechnung auf: das völlig alleinstehende Deutschland mußte Elsaß-Lothringen — und wohl noch einiges andere — herausgeben.

Der Plan erscheint klug und fein und ist doch falsch gewesen. Die ihn ersannen, hätten sich sagen müssen, daß ein Reich wie das Deutsche sich nicht unterwirft, ohne das Schwert angerufen zu haben, und wenn das geschah, war der Ausgang ungewiß. Hätte die deutsche Führung im August und September 1914 auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden oder hätte man auf deutscher Seite gehnt, wie es im Mai 1917, nach dem mißlungenen Großangriff Nivelles, im französischen Heer aussah, so würde heute die ganze Politik der Delcassé, Cambon, Poincaré, Clemenceau, und wie sie heißen mögen, in Frankreich am lautesten verflucht werden. Sie hat nicht nur zum Kriege geführt, sie mußte dazu führen.

Daß französische Schriftsteller es bestreiten, ändert an der Tatsache ebensowenig, wie das Leugnen des Angeklagten seine Unschuld beweist. Wenn z. B. Poincaré in seinen Memoiren, die an dieser Stelle auch in der Form eine bloße

Verteidigungsrede, keine Geschichtsschreibung sind, mit Pathos behauptet, niemand in Frankreich habe den Rachekrieg gewollt, aber jedermann gewußt, daß es Pflicht sei, wenn Deutschland den Krieg eröffne, ihn bis zur Befreiung der geraubten Provinzen durchzuführen, so vergißt er, was sonst jedermann weiß: daß Deutschland durch Bundespflicht und eigenes Lebensinteresse eines Tages sich genötigt sehen konnte, zum Kriege gegen Rußland zu schreiten, und daß in diesem Falle Frankreich durch ein Bündnis, das den Angelpunkt seiner ganzen Politik bildete, verpflichtet war, den Angriff gegen Deutschland sofort zu eröffnen. Mohrenwäsche ist es darum, die französische Politik vor dem Kriege als friedlich und defensiv hinzustellen. Sie hatte sich an Rußland gekettet, und daß dessen Politik defensiv gewesen sei, hat noch niemand behauptet. Aber auch Frankreichs eigene Politik war in ihrer innersten Tendenz nicht defensiv. Den Krieg nicht wollen und doch Tag für Tag dem Volke etwas vor Augen halten, was nur durch Krieg gewonnen werden kann, ist ein innerer Widerspruch. Wie will man dabei vermeiden, daß aus dem Verlangen nach dem ersehnten Gewinn das Verlangen nach dem Krieg entstehe, der allein den Gewinn bringen kann? Dies ist — nicht als Anklage oder Verdammung sei es gesagt, nur um die geschichtliche Tatsache festzustellen — dies ist das wahre Kennzeichen der französischen Politik, wie sie im stillen seit 1871 gewesen war und seit 1906 immer offenkundiger wurde: sie führte den Krieg gegen das Deutsche Reich im Schilde. Seit Algeciras stand er auf der Tagesordnung Europas, durch alle Bemühungen der Diplomatie nur aufgeschoben.

Wir brauchen die Ereignisse von diesem Punkte an nicht mehr im einzelnen zu verfolgen, da wir nicht den Ehrgeiz haben, den zahlreichen Untersuchungen über „Kriegsschuld“ und „Kriegsursachen“ eine weitere hinzuzufügen. Wer sich darüber unterrichten will, findet anderswo ausgiebige Belehrung. Uns ist es lediglich um die deutsch-französischen Beziehungen zu tun, und diese haben sich seit 1906 in ihrem Charakter nicht mehr verändert. Wer die Dinge unbefangen

in ihrem weiteren geschichtlichen Zusammenhang betrachtet, wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß hier ein Knoten, seit Jahrzehnten, im letzten Grunde seit Jahrhunderten unheilvoll geschürzt, sich immer fester knüpfte, je mehr man, um ihn zu lösen, an seinen Fäden zog; daß ein alter Gärungsstoff seiner Entladung umso unaufhaltbarer zustrebte, je mehr man bemüht war, ihn zu ersticken. Einen friedlichen Ausweg gab es nach menschlichem Ermessen nicht mehr, der Knoten konnte nur noch mit dem Schwert zerhauen werden, der Gärungsstoff mußte einmal das Gefäß sprengen.

Auch der Versuch, den Deutschland im Jahre 1911 unternahm, seinen gefährlichsten Keim, die marokkanische Streitfrage, zu beseitigen, hat den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Von den Einzelheiten sehen wir ab, da es uns nicht darum zu tun ist, über Fehler und Mißgriffe zu Gericht zu sitzen, die dabei begangen wurden, geschweige denn, die deutsche Politik zu verteidigen. Sie war weder geschickt noch glücklich und verfehlte ihr Ziel völlig. Die erzwungene Verständigung, die den Franzosen Marokko überlieferte gegen Abtretung eines Stückes ihrer Kolonie am Kongo, bewirkte nur in erhöhtem Maße dasselbe, was sechs Jahre früher der Sturz Delcassés bewirkt hatte: die Vertreter der maßvollen Richtung in Frankreich mußten gehen und den überzeugten Revanchepolitikern das Staatsruder überlassen. Wie 1906 Rouvier durch Clemenceau, so wurde 1912 Caillaux durch Poincaré abgelöst. Zwei Jahre später brach der Weltkrieg aus.

Daß er in seinem innersten Kern ein deutsch-französischer Krieg war, hat man in Deutschland fast bis zuletzt verkannt. Man stritt wohl darüber, ob England oder Rußland der Hauptgegner sei, ob man für Österreichs Großmacht und die Freiheit der Meerengen oder für die eigene „Welt- und Seegeltung“ kämpfte: an Frankreich, an Elsaß-Lothringen und den Rhein dachte man erst in letzter Linie oder gar nicht. Wer es erlebt hat, weiß, daß der Kampf gegen Frankreich von den Deutschen, man darf wirklich sagen, mit einem Gefühl des Bedauerns aufgenommen wurde. Als eine unangenehme Not-

wendigkeit wurde es empfunden, daß man noch einmal, hoffentlich zum letztenmal, mit dem Franzmann die Klinge kreuzen mußte, weil er sich zum „Festlandsdegen“ Englands hergegeben hatte. Als den Bundesgenossen Englands bekämpfte man ihn, wollte man ihn schlagen. So fern lag dem Deutschen jede wirkliche Feindschaft gegen seinen westlichen Nachbar, so sehr fehlte hier jedes greifbare Kriegsziel. Wenn also das Schwergewicht des Kampfes auf den französischen Kriegsschauplatz gelegt wurde, so war das alles andere als die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Politik und Strategie bewegten sich in entgegengesetzten Richtungen. Daß mit Frankreich nach dem erhofften Siege ein glimpflicher Friede geschlossen werden müsse, war denn auch die allgemeine Überzeugung. Auch die Regierung, Kaiser, Reichskanzler und Minister, haben nicht anders gedacht. Das Verlangen nach einem kleinen Stück lothringischen Bodens, dem wertvollen Erzbecken von Briey, tauchte erst später als Forderung eines engeren Kreises auf, alles eher als volkstümlich, auch von den Staatsmännern der Regierung nicht angenommen; und gar der Plan, die Mosel- und Maasgrenze zu erobern, ist niemals etwas anderes gewesen als die Phantasie einiger überspannter Hitzköpfe.

Wie anders in Frankreich! Dort hat man von der ersten Stunde an gewußt, wem es galt und worum es ging. Der letzte Schulbub kannte das Ziel, in dem die Nation einig war. Seit mehr als einem Menschenalter war sie ja darin unterwiesen, auf den Krieg gegen Deutschland vorbereitet worden, in Schule und Haus, durch Zeitungen und Romane, von der Tribüne und von der Kanzel. Für die Deutschen war der Krieg gegen Frankreich eine unangenehme politische Notwendigkeit, eine Sache der Regierung und der Armee, für die Franzosen war er Sache des ganzen Volkes. Das heillose Ungeschick, das der deutsche Reichskanzler bei der Kriegserklärung an den Tag legte, indem er für das, was Zwang und Notwehr war, den Anschein eines gewollten und geplanten Angriffs aufkommen ließ, trug das Seine dazu bei, die Volks-

leidenschaft in Frankreich aufs höchste zu entfachen. Darum wurde dort der Krieg mit einer Erbitterung und Grausamkeit, die die Deutschen nicht begriffen, aber auch mit einer zähen Ausdauer geführt, die sie nicht aufbrachten. Von künftiger Versöhnung nach dem Siege durfte man in Frankreich nicht reden. Es genügt, an die Erfahrungen zu erinnern, die ein Mann wie Anatole France damit machte. Im September 1914 hatte er öffentlich zu sagen gewagt: „Wenn wir gesiegt haben und die letzte deutsche Armee vernichtet ist, dann wollen wir unsern Sieg nicht durch ein Verbrechen beflecken, dann wollen wir als Ergebnis unseres Sieges die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich als zwischen zwei gleichberechtigten Völkern verkünden.“ Er kam dadurch in persönliche Gefahr, wurde in seinem Hause belagert und konnte sich nur retten, indem er, der 70jährige, sich als Freiwilliger zum Kriege meldete.

Poincaré hat es in seinen Memoiren so dargestellt, als hätte Frankreich in dem aufgezwungenen Kriege nur einen Siegespreis gekannt: die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Für die große Mehrheit des unpolitischen Volkes mag das zutreffen, die Politiker, die leitenden Staatsmänner haben anders gedacht. Ihnen sollte der siegreiche Krieg viel mehr bringen als Elsaß-Lothringen. Noch war der Sieg nicht errungen, da taten sie schon die erforderlichen Schritte, sich seine Früchte zu sichern, und dabei haben sie ihr wahres Kriegsziel verraten.

Im Februar 1917, nachdem das deutsche Friedensangebot abgelehnt war, ging ein französischer Sondergesandter nach Petersburg mit dem Auftrag, sich mit Rußland über die Bedingungen des Friedens zu verständigen. Es war Herr Doumergue, der jetzige Präsident der Republik. Er konnte einen Vertrag heimbringen, wonach Rußland freie Hand in Konstantinopel haben, Frankreich Elsaß-Lothringen und das Saarbecken erhalten, das linke Rheinufer von Deutschland getrennt werden, einen unabhängigen neutralen Staat bilden und bis zur Erfüllung der Friedensbedingungen von französischen Truppen besetzt bleiben sollte. Die Absicht

war, auch Englands Zustimmung hierzu zu erlangen, doch unterblieben in London die darauf gerichteten Schritte, vermutlich weil der Botschafter Paul Cambon sie für aussichtslos und gefährlich hielt. Auch der Petersburger Vertrag wurde nutzlos, als wenige Tage nach seiner Unterzeichnung der Zar gestürzt wurde und die russische Republik binnen Jahresfrist einen Sonderfrieden schloß. Aber für das Urteil über die französischen Absichten verliert jener Vertrag dadurch nichts von seinem Wert. Kennt man ihn, so weiß man, was es bedeutete, wenn in der Erklärung der Kriegsziele durch den Senat von Frankreich am 16. Juni 1917 neben Rückgabe Elsaß-Lothringens, Bestrafung der Verbrecher und Schadenersatz auch von „Bürgschaften gegen einen erneuten Angriff des deutschen Militarismus“ die Rede war.

Es ist also nicht wahr, daß Frankreich, als es im August 1914 in den Krieg zog, nichts weiter gewollt hat, als das Unrecht sühnen, das ihm 1871 angeblich geschehen war. Es hat im Weltkrieg die Gelegenheit ersehen, die Wünsche und Ansprüche zu erfüllen, die es seit einem Jahrhundert nicht selten offen bekannt, noch öfter heimlich gehegt und eigentlich niemals aufgegeben hatte: den Erwerb seiner sogenannten „natürlichen Grenze“ am Rhein. Es lenkte damit zurück in die Bahnen ältester Überlieferungen. Alt überliefert war, wie die Sache selbst, so auch das Schlagwort, das sie begründen sollte: Sicherheit — das Leitmotiv französischer Politik seit Richelieu. Darin blieb das französische Volk seinem Charakter treu. „Rückkehr zur Vergangenheit war, wie Clemenceau gesagt hat, die erste Regung in dem Lande, dessen Macht geschaffen worden ist durch die Kraft seiner Überlieferungen.“ Seine Kriegsziele waren auch 1914 dieselben wie zu allen Zeiten in den letzten drei Jahrhunderten.

\*

Mit dem Ausbruch des Weltkriegs haben wir uns so wenig zu beschäftigen wie mit seinem Verlauf; nur sein Ende geht uns an. Eine seit fast fünfundzwanzig Jahren falsch geführte

Politik hatte das Deutsche Reich in den Krieg stürzen lassen, und die Hoffnung, daß letzten Endes das Schwert gutmachen werde, was die Federn verdorben hatten, wurde bitter enttäuscht. Volk und Heer leisteten das Äußerste, aber die Führung, die militärische wie die politische, versagte im Felde, wie sie im Frieden versagt hatte. Mit dem besten Heere der Welt wurde Deutschland geschlagen. Frankreich hatte gesiegt in einem Maße, das ihm erlaubte, die Erfüllung seiner letzten Wünsche ins Auge zu fassen. Es hatte die Welt auf seiner Seite gehabt, Deutschland hatte allein mit wenigen Bundesgenossen gekämpft, die je länger desto mehr von ihm Hilfe erwarteten, statt sie zu bringen. Jahrelanges blindes Ungeschick in der Führung seiner auswärtigen Geschäfte hatte den Eindruck seiner wachsenden Stärke zu der Überzeugung gesteigert, Deutschland bilde eine Gefahr für die Unabhängigkeit aller andern Staaten. Auch die vollständige Niederlage, die seine Feldherren nicht zu verhindern gewußt hatten, hob diesen Eindruck nicht auf. In der Meinung, es gelte noch immer, die Welt vor einer Wiederkehr der „deutschen Gefahr“ zu schützen, versammelten sich zu Anfang des Jahres 1919 die Vertreter der siegreichen Mächte in Paris, um dem besiegten Deutschen Reich den Frieden zu diktieren.

Das Programm, mit dem Frankreich in die Verhandlungen eintrat, kennen wir schon. Seine Grundlinien hatte Marschall Foch im November 1918 nochmals gezogen, die Regierung sie angenommen und in die entsprechende Form bringen lassen: Elsaß-Lothringen und das Saarbecken fallen an Frankreich, das Rheinland wird ein unabhängiger Staat, die Brückenköpfe auf dem rechten Ufer des Stromes bleiben von Truppen der siegreichen Mächte besetzt, bis Deutschland alle Bedingungen erfüllt hat. Die uneingestandene Absicht dieses Planes hat der Berater des Präsidenten Wilson, Oberst House, erschöpfend gekennzeichnet: „Man erwartete, daß die Besetzung lange dauern und der rheinische Pufferstaat noch länger im französischen Zollverband bleiben werde, vielleicht mit einer Volksabstimmung zugunsten bleibender Vereinigung mit Frankreich. Mit andern Worten, Frankreichs

Staatsgrenze sollte fürs erste die alte bleiben, seine wirtschaftliche und militärische Grenze bis an den Rhein vorgeschoben werden.“ Man gedachte es zu machen wie die Riesenschlange, die ihre Beute einspeichelt, um sie später zu verschlingen.

Diesem Vorhaben widersetzten sich aber die Bundesgenossen. Was Frankreich verlangte, verstieß handgreiflich gegen die Vierzehn Punkte, die Präsident Wilson als Grundlage des Friedens aufgestellt hatte. Es vertrug sich ebenso schlecht mit den Überlieferungen und Interessen Englands. Darum verweigerten Amerika und England sowohl die Abtretung des Saargebietes wie die Trennung des Rheinlands vom Deutschen Reich. Fast vier Monate ist darum gekämpft worden. Wie die Löwin für ihr Junges focht Marschall Foch für seinen Gedanken, daß einzig und allein die dauernde Besetzung der Übergänge über den Rhein Frankreich die notwendige militärische Sicherheit geben könne. Denkschrift auf Denkschrift reichte er ein, entwickelte seinen Plan in mündlichem Vortrag — umsonst! Die Vertreter der fremden Staaten hörten ihn kaum an. Mehr als einmal war es nahe daran, daß die Konferenz auseinanderging. Auch Clemenceau sah ein, daß die Forderung im vollen Umfang nicht durchzusetzen sei. Er trennte sich vom Marschall, schob ihn beiseite, und seiner zähen Gewandtheit gelang es schließlich, wenigstens die Hälfte der französischen Forderungen den Verbündeten abzurufen.

So entstand das, was man den Frieden oder den Vertrag von Versailles nennt, ein Dokument, das das Deutsche Reich, von der Revolution geschüttelt, vom Hunger gequält und mit Einfall und Verwüstung bedroht, am 28. Juni 1919 zu unterzeichnen gezwungen wurde. Über Deutschland und Frankreich bestimmt es, was jeder weiß: Elsaß-Lothringen wird französisch, das Saarbecken auf fünfzehn Jahre unter provisorische Regierung durch den Völkerbund gestellt, aber von Frankreich ausgebeutet, nach dieser Frist einer Volksabstimmung unterworfen, die entscheiden wird, ob es zu Deutschland zurückkehren oder an Frankreich fallen soll; das

Rheinland staatsrechtlich wohl beim Deutschen Reich belassen, aber von feindlichen Truppen besetzt, die in drei Staffeln nach 5, 10 und 15 Jahren abziehen, wenn das Reich die weiteren Bedingungen erfüllt, nämlich völlige Entwaffnung und Zahlung einer Kriegsentschädigung, deren Höhe nicht begrenzt ist. Dazu kommen Abtretung von Posen, Pommerellen, Danzig und Oberschlesien an den neugebildeten polnischen Staat.

Die ganze Welt hat diesen Friedensschluß für einen ungeheuren französischen Erfolg gehalten, — in Frankreich selbst ist er mit einer Leidenschaft angegriffen worden, als hätten seine Urheber das Vaterland verraten. Nicht nur Foch und seine Generäle, auch der Präsident Poincaré und zahlreiche angesehene Staatsmänner und Politiker waren von einem solchen Abschluß nicht befriedigt. Sie hatten mehr erwartet: das ganze Rheinland, das Saargebiet ohne Vorbehalt, womöglich die Auflösung des Deutschen Reiches. Allen Ernstes warf man Clemenceau vor, die Unterzeichnung des Friedens durch Vertreter von ganz Deutschland zugelassen zu haben: er hätte darauf bestehen sollen, daß mit den einzelnen deutschen Staaten gesondert abgeschlossen würde! Ob die Bestätigung des Vertrags durch das französische Parlament zu erlangen sein würde, war lange zweifelhaft; erst nach einem halben Jahr ist sie erfolgt. Daß es schließlich doch geschah und ein Friede zustande kam, war vielleicht nur der eisernen Willenskraft und stählernen Biegsamkeit Clemenceaus zuzuschreiben. Dank hat er nicht dafür geerntet; die Stimmen der Tadler und Kritiker wollten nicht verstummen. Gekränkt und verbittert kehrte der Mann, der Frankreich im schwersten Kampf zum Siege geführt hatte, dem öffentlichen Leben den Rücken, um in völliger Einsamkeit, auch von den nächsten Blutsverwandten gemieden, fast wie ein Geächteter seine Tage zu beschließen. Er hatte zu tief enttäuscht.

Dabei hat Clemenceau selbst — und ebenso sein hauptsächlichster Mitarbeiter, André Tardieu — keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie das Erreichte keineswegs als letzten Abschluß, nur als eine Station auf dem Wege zum Endziel be-

trachteten. In der Sitzung des erweiterten Ministerrats vom 25. April 1919 hat Clemenceau sich selbst die Maske vom Gesicht genommen. Es handelte sich darum, ob man sich mit dem begnügen solle, was mit so großer Mühe bei England und Amerika erreicht war. Marschall Foch hatte seinen entgegengesetzten Standpunkt noch einmal ausführlich dargelegt, vom Präsidenten Poincaré wußte man, daß er ihn billigte, einige Minister neigten gleichfalls dazu. Clemenceau faßt seine Ansicht, daß mehr nicht zu erlangen sei und man mit dem Erreichten zufrieden sein könne, beredt und wirksam zusammen. Den letzten Widerstand aber besiegt er, indem er sich zum Schluß an Poincaré wendet: „Herr Präsident,“ so redet er ihn an, „Sie sind viel jünger als ich. In fünfzehn Jahren werde ich nicht mehr sein. In fünfzehn Jahren werden die Deutschen die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllt haben. Wenn Sie mir dann die Ehre erweisen wollen, mein Grab zu besuchen, so bin ich überzeugt, Sie werden mir sagen können: Wir stehen am Rhein, und da bleiben wir!“

In diesem Sinn ist die französische Politik die ersten Jahre nach dem Frieden geführt worden. Mit allen Mitteln der Quälerei und der Lockung, durch Anstiften von Aufständen, Überredung in Wort und Schrift und wirtschaftliche Verführung hat sie danach gestrebt, das Rheinland vom Deutschen Reich zu trennen und aus der vorläufigen und pfandweisen Besetzung eine dauernde Besitznahme zu machen. Alcide Ebray, der langjährige politische Leiter des „Temps“, hat in seiner Schrift über den „Schmutzfrieden“ diese Politik treffend gekennzeichnet: „Sie hat von Anfang an darin bestanden, das Rheinland dem politischen und geistigen Einfluß des Deutschen Reiches zu entziehen, es zu entnationalisieren und Frankreich an die Stelle Deutschlands zu setzen. Auf die Lostrennung des linken Rheinuferes von Deutschland hatte Frankreich nur angesichts des bestimmten Widerspruchs seiner Verbündeten verzichtet. Aber die getroffene Einrichtung könnte, vielleicht in verschleierte Formen, einen Plan möglich machen, der mithin nur vertagt wäre.“ Poincaré, damals (1922) Ministerpräsident, hat noch offener gesprochen:

„Wir gehen ganz einfach — und ich fühle mich sehr wohl dabei — der dauernden Besetzung des linken Rheinufer entgegen.“

Die Vorgänge sind noch in zu frischer Erinnerung, als daß es nötig wäre, bei ihnen zu verweilen. Das Ergebnis ist ein völliger Mißerfolg. Frankreich hat seinen Zweck nicht erreicht und wird ihn nach menschlichem Ermessen nicht mehr erreichen. Noch sind die fünfzehn Jahre des Friedensvertrages nicht vorbei, und schon ist es mehr als zweifelhaft, ob Poincaré, wenn er seinem Gegner von 1919 im Jenseits begegnen sollte, ihm die Versicherung geben könnte, die jener damals erwartete. Heute schon ist Frankreich im Begriff, sich vom Rhein zurückzuziehen. Hat es ihn für immer aufgegeben? Die Hartnäckigkeit, mit der ein Teil seiner Politiker an diesem Ziele festhält, die Verbissenheit, mit der man sich immer noch mit Klauen und Zähnen an die letzten Besatzungsposten klammern möchte, lassen nicht darauf schließen, daß der Verzicht auf die Eroberung endgültig vollzogen ist. Noch ist der § 430 des Versailler Friedens nicht ausdrücklich aufgehoben, der es Frankreich erlaubt, unter Umständen auch noch nach Jahren und Jahrzehnten die Besetzung des Rheinlands zu erneuern. Wie ein Damoklesschwert schwebt die Drohung der Strafmaßnahmen, der berüchtigten Sanktionen, jede Stunde über der schönsten, der reichsten und wertvollsten deutschen Provinz\*). Wird die nächste Zukunft diese Gefahr verschwinden lassen? Denken die Männer, die Frankreichs Politik führen und in der nächsten Zukunft führen werden, denken sie heute anders in dieser Frage, als sie 1919 dachten? Hat Poincaré die dauernde Besetzung des Rheinlands, bei der er sich 1922 so wohl fühlte, von seinem politischen Wunschzettel gestrichen? Hat der Präsident der Republik, Doumergue, eingesehen, daß der Petersburger Vertrag über das Rheinland vom Februar 1917 ein Irrtum war? Ist Briand,

---

\*) Die deutschen Reichsminister, die im Januar 1930 den Vertrag im Haag unterzeichnet haben, behaupten das Gegenteil. Wenn das ihre wahre Meinung sein sollte, so würden sie weder juristisch noch politisch denken.

der ihm als Minister des Äußern den Auftrag dazu gab, aus dem Saulus ein wirklicher Paulus geworden? Steht Tardieu, der für Clemenceau bei den Friedensverhandlungen die Feder führte und das Werk in einem eigenen Buch verteidigt hat, nicht mehr auf dem Standpunkt, den sein Meister in dem denkwürdigen Ministerrat vom 25. April 1919 einnahm? Und endlich: hat das französische Volk seine Natur gewechselt, seinen stärksten Instinkt verloren, den Trieb zur Eroberung? Sind nicht mehr — ich zitiere Thiers, den Urfranzosen — „Eitelkeit, Neid und Ehrgeiz seine wahren Leidenschaften“? Ist es nicht mehr das Volk der geborenen Soldaten, das in alter und neuer Zeit die Vorbilder und Formen des Krieger-tums, den Ritter des Mittelalters, den Offizier der Neuzeit, Vassallität und stehendes Heer, geschaffen, das in seiner langen Geschichte mehr Kriege als jedes andere Volk und seit dreihundert Jahren, mit einziger Ausnahme des Krimkriegs, keinen geführt hat, dessen Ziel nicht Eroberung gewesen wäre?

Unsere Sache ist es nicht, darüber Betrachtungen anzustellen. Wir haben es nicht mit der Zukunft zu tun, auch nicht mit der Gegenwart, die noch nicht Geschichte geworden ist. Unversehens sind wir aus der Betrachtung der Vergangenheit in sie hineingeglitten. Denn wo ist die Grenze? Gestern und heute, Geschichte und Politik, Gewesenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, hier fließen sie in eines zusammen. Drei Jahrhunderte trennen uns von dem Auftreten Richelieus, mit dem das Drama der deutsch-französischen Beziehungen anhebt — was vorausgegangen war, ist Vorspiel —, und als wären sie unsere eigene Geschichte, berühren uns die Dinge von damals. So bleibt es durch die Jahrhunderte: Mazarin und Ludwig XIV., Vergennes, Danton und Napoleon I., Chateaubriand und Polignac, Thiers und Napoleon III. erscheinen uns wie Zeitgenossen und nehmen die Züge von Poincaré und Clemenceau, Foch und Tardieu an, neue Träger altbekannter Rollen in einem Stück, das sich ewig wiederholt. Wieder hören wir die Schlagworte von der Sicherheit Frankreichs, die nur gewährleistet sei, wenn seine Hauptstadt nicht so nahe an der Grenze liege und ihm die unmittelbare Berührung mit einer

andern großen Nation erspart bleibe. Wieder wird das Land links des Rheines und jetzt sogar ein Streifen auf dem rechten Ufer als französische Interessensphäre in Anspruch genommen, wo kein deutscher Soldat sich blicken lassen darf, und wieder schimmert durch den Vorhang der Deklamationen von Grenzschutz und Friedenssicherheit die lüsterne Miene der Eroberung, die darauf rechnet, daß überlegener wirtschaftlicher und geistiger Einfluß ihr früher oder später zum vollen Besitz eines Landes verhelfen werde, dessen Bevölkerung und Gesittung man trotz aller entgegengesetzten Erfahrungen nicht aufhören will als halb französisch in Anspruch zu nehmen. Sagen wir es mit einem Worte: Der Westfälische Friede, der durch zwei Jahrhunderte der französischen Politik zum Eckstein diente und durch Bismarck zertrümmert wurde, er ist wieder da, ist sogar weit überboten. Deutschland ist nicht nur militärisch entwaffnet und wehrlos, es ist durch die Last unerschwinglicher Tribute auf zwei Menschenalter in Verarmung, Not und wirtschaftlicher Ohnmacht am Boden gehalten und dadurch sein Erstarken und seine Wiedererhebung zur Großmacht am wirksamsten verhindert. Alles ist wieder, wie es zwischen 1648 und 1866 gewesen, ja hundertmal schlimmer, als es damals war, und Frankreich, gestützt auf die deutsche Ohnmacht und seine eigenen Bündnisse mit Deutschlands östlichen Nachbarn, kann sich schmeicheln, das europäische Festland unbestrittener als je früher zu beherrschen.

Nur einen Zug weist das neue Bild auf, der im alten fehlte. Die vorherrschende Stellung, die Frankreich in früheren Zeiten einnahm, hatte es aus eigener Kraft erworben und behauptet, heute verdankt es, was es ist und hat, der Hilfe anderer. Niemand wird die Anstrengungen herabsetzen wollen, die es selbst gemacht hat. Seine Opfer an Gut und Blut sind ungeheuer gewesen. Aber an den Krieg nur zu denken hat es doch erst gewagt, als es der Waffenbrüderschaft Rußlands und Englands gewiß war und auf Italien hoffen durfte, und gewinnen konnte es den Kampf nur, weil schließlich auch Nordamerika mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln an Menschen und Material ihm beisprang. Sein Erfolg auf dem

Friedenskongreß hing denn auch vom guten Willen Englands und Amerikas ab. Wären diese Staaten, die damals, da Rußland und Deutschland verschwunden waren, allein neben Frankreich die Welt darstellten, wären sie, statt durch einen eitlen, eigensinnigen Doktrinär und einen Scharlatan ohne Bildung und Grundsätze, durch wirkliche Staatsmänner vertreten gewesen, die ihre Aufgabe begriffen und ihr gewachsen waren, der Friede hätte ein anderes Aussehen erhalten. Man tritt der französischen Nation nicht zu nahe und nimmt ihr nichts von dem, was sie militärisch und diplomatisch geleistet hat, wenn man sie daran erinnert, daß ihr Triumph nur die Begleiterscheinung einer Weltkatastrophe gewesen und ihre Hegemonie in Europa der geschickten Ausnutzung augenblicklicher besonderer Umstände zu verdanken ist. Frankreich selbst hat das eingestanden, indem es die größten Anstrengungen machte, für seine Absichten am Rhein die dauernde Unterstützung und Bürgschaft Amerikas und Englands zu gewinnen.

Das ist ihm nicht gelungen und wird ihm in Zukunft noch weniger gelingen. Mit der deutschen Macht ist auch die Furcht vor der angeblichen deutschen Gefahr überall im Schwinden, und die Fabel, daß Frankreich den Frieden Europas und die Freiheit der Welt gegen den deutschen Militarismus verteidige, wird außerhalb Frankreichs bald keinen Gläubigen finden. Als Woodrow Wilson auf der Pariser Konferenz den erstaunlichen Ausspruch getan hatte, der Rhein sei „die Grenze der Freiheit“, wurde er von seinem eigenen Volk verleugnet, das dem vom Präsidenten geschlossenen Frieden die Bestätigung verweigerte und den Vertrag, der die Vereinigten Staaten zum Schutze Frankreichs gegen einen deutschen Angriff verpflichtete, verwarf. Seitdem hat die Wahrheit Fortschritte gemacht. Es war schon mehr, als was die Welt nach den Erfahrungen mit der französischen Besatzung im Rheinland vertragen konnte, wenn noch im Jahre 1926 René Pinon in der angesehensten französischen Zeitschrift sich erlaubte zu verkündigen: „Sooft deutsche Soldaten den Rhein überschreiten, tun sie es in einem Rausch von Hochmut und

Raubgier; wenn die Franzosen am Rhein stehen, so haben sie das Gefühl, die erbliche Aufgabe, den tiefen Wunsch aller gallischen und französischen Generationen zu erfüllen, die am Rhein gekämpft haben für die Rettung des Vaterlands, für die Ordnung in Europa und den Schutz der abendländischen Gesittung. Die Anwesenheit Frankreichs am Rhein ist die wesentliche Bedingung friedlichen Gleichgewichts in Europa.“ Mit der handgreiflichen Verdrehung geschichtlicher Wahrheit, die diese Sätze enthalten, braucht man sich heute nicht mehr abzugeben. Diese falsche Münze wird im Weltverkehr nicht mehr angenommen, ihr Kurs ist auf gewisse französische Kreise beschränkt. Die lebendige Entwicklung der Dinge ist über den französischen Anspruch heute schon hinweggeschritten, ihn zu verteidigen ist die übrige Welt nicht mehr bereit, und den Frieden, der 1919 dem Deutschen Reich aufgezungen wurde, würden heute nicht einmal Wilson und Lloyd George unterschreiben.

Was die Zukunft bringen wird, wer vermißt sich, es nur zu ahnen? Die Weltgeschichte steht niemals still, und auch das Werk von 1919 wird nicht ewig dauern. Es wird einer andern Gestaltung Platz machen, wenn die Verteilung der Kräfte, der es sein Dasein verdankt, sich ändert. Wird Frankreich bleiben, wie es ist, werden die inneren Krisen, die ihm so wenig wie den andern europäischen Staaten erspart bleiben können, seine äußere Macht unversehrt lassen? Wird Deutschland sich wieder erheben, wird es noch tiefer sinken? Niemand weiß es, und Vermutungen sind müßig. Bleiben wir bei dem, was unsere Betrachtung ergibt.

Daß Deutschland und Frankreich aufeinander angewiesen und im Grunde natürliche Verbündete seien, ist oft behauptet worden, von Gelehrten und Staatsmännern, deren Urteil etwas wiegt. Die Geschichte hat sich dennoch nie daran gekehrt, sie ist ihren Weg in entgegengesetzter Richtung gegangen, und der „Zweibund von Intelligenz und Fortschritt“, von dem Bismarck einmal gesprochen hat, ist nie zustande gekommen, vielleicht nur, weil niemals auf beiden Seiten zugleich der Staatsmann sich fand, der die Einsicht und die

Kraft besaß, das Richtige zu tun. In ungleicher Weise verteilt sich die Schuld; hat Deutschland wohl den Willen, aber nicht immer das nötige Geschick bewiesen, so darf man von Frankreich sagen: es hat nicht gewollt. Den Schaden tragen beide Länder und mit ihnen die ganze Welt. Welche politischen Vorteile das eine wie das andere Volk von einträchtigem Zusammengehen haben würde, liegt auf der Hand, schon die kurzen acht Jahre zwischen 1877 und 1885 haben davon eine Probe gegeben. Daß ihr geistiger Austausch für beide Teile fruchtbar und förderlich ist, steht über jedem Zweifel. Sie scheinen dazu bestimmt, voneinander zu lernen und einander zu ergänzen, gerade weil sie so verschieden, ja gegensätzlich geartet sind. Gefährlich können sie einander nicht werden, wie es etwa der Engländer vermöge seiner inneren Verwandtschaft dem Deutschen nur zu leicht wird. Wenn man sieht, was schon vor vierundachtzig Jahren der geistvolle Gustav Rümelin hervorgehoben hat, wie spurlos die langen Zeiten französischer Mode am deutschen Volkscharakter vorübergegangen sind, so kann man auch für die Zukunft in dieser Hinsicht keine Befürchtungen hegen. Vollends die Warnungsrufe vor den Gefahren deutscher Einflüsse, die in Frankreich zuzeiten laut werden, erscheinen dem, der die Dinge nüchtern ansieht, nur als Äußerungen krankhaft überreizter Eigenliebe. Deutsche und Franzosen können auch in Zukunft für ihre eigene Entwicklung voneinander lernen, wie sie es bisher getan haben, und würden dabei auch künftig bleiben, was sie sind. Aber an dauernde Aussöhnung zu glauben, die doch die erste Bedingung fruchtbareren Zusammenlebens ist, fällt heute schwerer als je. Es sieht aus, als sollte Ernest Lavisse, der Kenner beider Länder und ihrer Geschichte, Recht behalten, der kurz nach dem Ende des letzten Krieges die Überzeugung aussprach, zwischen diesen beiden Völkern gebe es keine Versöhnung mehr, zum Unglück für sie selbst und für die ganze Welt. Von Deutschlands Unglück brauchen wir nicht zu reden. Aber auch Frankreich darf sich nicht einbilden, das Jahr 1918 habe den Zwist für immer beendet und seine Zukunft sichergestellt, und auf Deutschland komme es

nicht an. Die Rolle der Weltmacht, in der die französische Nation unter Ludwig XIV. und Napoleon I. gescheitert ist, als sie noch die stärkste in Europa war und es weder ein britisches noch ein amerikanisches Weltreich gab, diese Rolle wird sie heute aus eigener Kraft allein noch weniger durchführen können. Vielleicht ist der Tag nicht einmal fern, wo ein französischer Staatsmann bereuen wird, daß es keine deutsche Großmacht mehr gibt, bereit und willig, die Unterstützung zu leisten, die man verschmäht hat, als sie zu haben war. Er würde zu spät bereuen.

Es gibt noch ein anderes „Zu spät“. Wer sich über den Gesichtskreis des Deutschen oder Franzosen erhebt, der weiß, was es für die Welt bedeutet haben würde, hätten diese beiden Nationen zu rechter Zeit den Bund aufrichtiger Verständigung geschlossen. Ihr vereintes Wirken hätte dem europäischen Abendland die Herrschaft über den Erdball dauernd gesichert, die heute bereits verloren ist und nicht wiederkehren kann. Das Erstgeburtsrecht Europas, wie Rudolf Kjellén es genannt hat, konnte nur vereint von den großen Völkern des Okzidents bewahrt werden; ihr tödlicher Zwist mußte es den andern Erdteilen ausliefern. Er wäre nicht ausgebrochen und die Weltgeschichte hätte sich in ungebrochener Linie fortsetzen können, wären die beiden führenden Nationen des europäischen Festlands zu rechter Zeit einig geworden und geblieben. Das nachzuholen, ist es für immer zu spät, und über den Verlust der schönsten Möglichkeiten können wir uns nur mit der entsagenden Einsicht trösten, daß das Vollkommene wohl einmal im Reiche der Kunst, im Leben niemals Wirklichkeit wird.